Günter Schneidewind

DER GROSSE SCHNEIDEWIND

Rock- und Popgeschichten

KLÖPFER&MEYER

Ian Anderson, Jethro Tull – der *Pied Piper* des Rock'n'Roll

Stuttgart 1993/2005

Der Übergang von den vom Mersey-Beat geprägten sechziger Jahren zur Progressive-Rock-Ära der frühen Siebziger geht einher mit Namen wie Pink Floyd, Genesis, Emerson, Lake & Palmer, Yes oder Jethro Tull. Neue Technik (Mellotron, Moog-Synthesizer), Spieltechniken, Instrumente und Konzepte wurden entwickelt und in den besten Fällen auch erfolgreich umgesetzt. Was die Beatles 1967 mit ihrem epochalen Album »Sgt. Pepper's Lonely Hearts Club Band« begonnen hatten, fiel vor allem bei britischen Bands auf fruchtbaren Boden: weg von der Zweieinhalb-Minuten-Single hin zu komplexen Werken, die nicht selten eine LP-Seite lang waren oder auch eine ganze Langspielplatte in Anspruch nahmen wie Jethro Tulls »Thick As A Brick« von 1972.

Angefangen hatte die Band um den Flötisten, Sänger und Songschreiber Ian Anderson als bluesorientierte Formation im englischen Blackpool. Schon das Plattendebüt verstieß gegen alle Marketingregeln. Auf dem Cover stand weder der Name einer Band noch ein Titel, lediglich kauzig anmutende ältere Herren in Kleidern der Landleute des 19. Jahrhunderts schauten verdrießlich aus dem Coverfoto heraus, umgeben von Hunden mitten im Wald.

Der Jugendwahn ist keine Erfindung des 21. Jahrhunderts. Bill Wyman von den Rolling Stones musste sein Alter um fünf Jahre herabsetzen, weil er zur Zeit des medienwirksamen Durchbruchs der Band schon 27 Jahre alt war. Die Musiker von Jethro Tull machten sich auf dem Cover ihrer ersten LP zu alten Männern und verzichteten auf jegliche Etikettierung und das schon 1968.

»Das«, sagte Ian Anderson, »konnten wir uns damals leisten. Heute würde keine Plattenfirma der Welt ihren Künstlern gestatten, ein Debütalbum ohne Titel und Namen auf dem Cover zu veröffentlichen.«

Auch der Titel »This Was« signalisierte nicht zwingend den Aufbruch zu neuen Ufern. »Das war's.« Ja, was denn? Ian Anderson erklärte mir in unserem ersten Gespräch 1993, dass er sich wohl bewusst gewesen sei, dass Jethro Tull nicht die Blues-Band bleiben würde, die sie auf dem ersten Album noch war. Man solle den Titel also in der Art interpretieren: Wir machen hier ein Blues-Album, aber das war es dann auch. Danach geht es in eine ganz andere Richtung weiter. Das begriff auch die Band und zog entsprechende Konsequenzen. Der Gitarrist Mick Abrahams, der auf »This Was« als Songschreiber fast den gleichen Anteil hatte wie Ian Anderson und sehr bluesorientiert war, verließ die Gruppe und machte eine eigene auf: Blodwyn Pig.

Es blieb nicht die einzige Ausnahme von der Regel, die Ian Anderson und Band an den Tag legten. Sie erfanden buchstäblich ihre eigene Legende, angefangen vom Bandnamen, der angeblich von einem Landwirt stammt, der im 18. Jahrhundert ein Buch darüber verfasst hatte, wie man Pferde beschlägt, bis hin zum Geniestreich »Thick As A Brick«, dessen Song-Lyrik angeblich einem 12-jährigen Jungen namens Gerald Bostock eingefallen war. Um diese Legende zu unterstreichen, wurde die Platte in ein Cover verpackt, das wie eine Tageszeitung anmutete. Außer der Titel-Story gab es da auch lokale Nachrichten, einen Sportteil und Kreuzworträtsel, natürlich auch den Text des 44 Minuten langen Song-Epos. Die Auflösung solcher gezielt verbreiteten Legenden bereitete dem Bandchef Ian Anderson stets diebisches Vergnügen, wovon ich mich gleich bei unserer ersten Begegnung 1993 überzeugen konnte. Als Student der Jahre 1971 bis 1975 war ich buchstäblich mit der Musik von Jethro Tull aufgewachsen. Schon in meiner Schulzeit waren mir Songs wie »Sweet Dream« oder »Witch's Promise« aufgefallen. In der Keller-Disco des Biesdorfer Studentenwohnheims konnte ich mit einer vollen Tanzfläche rechnen, wenn ich »Living In The Past« auflegte. Gemeinsam lauschten wir verzückt der kompletten LP »Thick As A Brick« oder deren Nachfolger »A Passion Play«, beides Werke ohne Leerrillen. Alles wie aus einem Guss. Heute verkündet Ian Anderson voller Selbstironie von der Bühne herab, dass man sich damals als Trendsetter gebärdet habe und Konzeptalben erfand, die aber gar kein Konzept hatten, um dann eine Kurzfassung von »Thick As A Brick« zu spielen. Mich hat immer beeindruckt, wie hartnäckig Chronisten bis heute falsche Fakten über Jethro Tull voneinander abschreiben und mit welcher Lust der Schöpfer dieser Fakten, Ian Anderson, sein eigenes Denkmal demontiert. Was würde in einem längeren Gespräch, wie es für SWR-»Leute« geführt wird, von diesem Mann zu erwarten sein, dem ***Pied Piper***

(Rattenfänger) der Rockmusik?

1993 waren Jethro Tull mal wieder auf Welt-Tournee und kamen im Frühjahr auch durch deutsche Städte. Ich darf vorwegnehmen, dass ich kaum einen Rockmusiker öfter getroffen oder gesprochen habe als Ian Anderson, denn wir haben auch wiederholt Telefonate geführt, wobei er mich sogar zuhause anrief. Aber damals war er für mich noch ein rätselhaftes Wesen, das sich mir erst nach und nach erschloss, weil ich nie wusste, ob er etwas ernst meinte oder wieder Legendenbildung betrieb. Wir zeichneten das Gespräch in einem Studio des Stuttgarter Funkhauses damals für SDR3 auf. Anderson hatte seine berühmte Querflöte dabei und spielte mir vor unserem Gespräch zwei Lieder vor, darunter das von mir sehr geschätzte »Living In The Past«. Wo waren meine Studienkameraden von vor 20 Jahren? Wenn sie mich doch jetzt sehen könnten mit dem großen Meister allein in einem Studio, und er spielte ausgerechnet diesen Hit unserer gemeinsamen wilden Jahre. Im Vorgeplänkel hatte ich ihm erzählt, dass mich seine Musik begleitet hätte als Schüler eines Gymnasiums im Harz, als Student in Berlin und dann als Lehrer im brandenburgischen Hennigsdorf, wo ich mich mit Schülern traf, um u.a. auch Jethro Tull-Platten zu überspielen. Meine Begeisterung darüber verfing sich bei ihm nicht so recht. Er hörte sich das gelassen an und verzog leicht die Mundwinkel seines bärtigen Gesichts. Die einst langen wirren Haare waren etwas dünner geworden. Wohl darum trug er sie jetzt kürzer. Sein markantes Profil mit den stechenden Augen und der kraftvollen Stimme verlieh Ian Anderson etwas, das an einen Magier erinnerte. Er sprach ein sehr gepflegtes Oxford-Englisch und wusste akzentuiert zu formulieren. Allerdings begannen am Anfang unseres Gespräches fast alle seine Antworten mit einem kategorischen Nein. Er sei ja unbestritten eine Ausnahme unter den Rockmusikern mit seinem Instrument, der Querflöte, leitete ich unsere Unterhaltung ein. Nein, das hätten die Moody Blues und eine holländische Band namens Focus auch schon praktiziert, war seine Antwort. Auch Chris Wood von Traffic setzte die Flöte ein. Das stimmte zwar, aber keiner der Genannten konnte mit seinen Flötentönen auch nur annähernd das Niveau von Anderson erreichen. Sein Vorbild als Musiker sei immer Eric Clapton gewesen. Er, Ian Anderson, habe lediglich die Gitarrenlinien, wie Clapton sie führte, in Flötenlinien übertragen.

»Wenn man genau hinhört, wird man bemerken, dass meine Songs von der Anmutung her eher Gitarrenstücke sind als Lieder für Flöte«, sagte Anderson.

»Zur Verkleidung der Musiker auf dem Plattencover der Debüt-LP ›This Was‹ passt ja der Name Jethro Tull ganz gut, der auf eine reale Person aus dem 18. Jahrhundert verweist«, fuhr ich fort.

Nein, das sei eher Zufall, entgegnete Anderson. Ihr Manager habe sich damals im Jahre 1967 fast jede Woche einen neuen Bandnamen ausgedacht, um die Gruppe interessanter erscheinen zu lassen. Er, Anderson, und die anderen Musiker hätten oft gar nicht gewusst, wer oder was sich hinter Namen wie Jethro Toe, wie sie zunächst hießen, verbirgt. Aufschlussreicher waren da schon The Four Fingers. Als die Band im Februar 1968 ein festes Engagement im angesagten Londoner Marquee Club bekam, hießen sie gerade Jethro Tull. Und dabei ist es dann geblieben.

Wir befassten uns zunächst mit der Gegenwart des Jahres 1993, das im Zeichen der angelaufenen Welt-Tour stand und dem 25-jährigen Jubiläum der Band, das mit einer 4-CD- Box gefeiert wurde, die alle großen Hits von Tull und einen Mitschnitt eines Konzertes in der New Yorker Carnegie Hall von 1970 enthielt. Die Band war in jenen Jahren öfter in den USA zu erleben als in Europa, was ihr seitens der Fans daheim nicht nur Lob einbrachte. Die Kritiker feierten Tull und sehen in ihnen bis heute »eine der besten Formationen der Welt, eben wegen Anderson und seinem beinahe schon unermesslich schöpferischen Geist«, wie das Musikmagazin ***Melody Maker*** schrieb (zitiert im Rockmusik-Lexikon, Christian Graf, Taurus Press, 1989).

Anderson zählte die wichtigsten Stationen der Tour auf, zu denen 20 Termine in Deutschland gehörten, viele europäische Städte, dann Asien mit Indien, Neuseeland, Australien, Nord- und Südamerika, Mexiko, also einmal um die Welt bis zum März 1995. Ein stolzes Programm.

Offenbar hat der Rattenfänger auch ein Vierteljahrhundert nach Gründung seiner Band eine weltweite treue Anhängerschaft. Ich sprach ihn auf seinen Spitznamen an und ob er von der Sage des Rattenfängers von Hameln gehört hätte. Ja, davon hatte er gehört, auch dass es sich dabei um die Metapher eines Verführers handele. Er habe dazu weder eine positive noch eine ablehnende Haltung. Wichtig sei, dass man ihn mit einer sehr populären Figur assoziiere und das schade schließlich nicht in diesem Geschäft.

Ich hatte in einem abgedruckten Interview mit Anderson gelesen, dass er sich wünschte, im Mittelalter gelebt zu haben. Nun wollte ich von ihm wissen, ob das denn seiner wirklichen Meinung entspreche oder ob das eine seiner taktischen Antworten war, die der Legendenbildung dienten.

»Das war mehr unserer Kostümierung geschuldet«, lachte er, »weil wir doch damals im Stil der Mode der Charles Dickens-Ära auftraten«.

Anderson pflegte sich in einen Frack mit abgeschnittenem Rockschwanz zu zwängen und einbeinig Flöte zu spielen wie ein Schrat. Das verlieh ihm etwas Gespenstisches wie aus einer Geistererzählung von E.T.A Hoffmann oder eben Charles Dickens.

»Kann man euch denn heute noch in dieser Kostümierung bewundern?«, wollte ich von ihm wissen.

»Nein, das war unser Markenzeichen in den siebziger Jahren. Das ist so als würde man David Bowie bitten, heute als Ziggy Stardust aufzutreten. Die theatralischen Elemente auf der Bühne waren typisch für die Siebziger. Aber du hast das Mittelalter erwähnt. Also wenn ich in jener Zeit gelebt hätte, dann wahrscheinlich nicht für lange, denn damals war das Penicillin noch nicht erfunden. Das Mittelalter ist aber auch berüchtigt für seine Geschlechtskrankheiten. Und da ich eine Schwäche für die Mädchen habe, hätte ich es dort wohl nicht lange gemacht.«

Vor uns auf dem Tisch lag nicht nur die CD-Box zum 25-jährigen Bandjubiläum von Jethro Tull, sondern auch ein 500 Seiten starkes Buch mit allen Songtexten der Band, die bis zu diesem Zeitpunkt erschienen waren: »The Jethro Tull Songbook«. Ein beeindruckender Wälzer mit stabilen Buchdeckeln und feiner Titelgestaltung. Alle Texte stammen von Ian Anderson. Ob er denn nach all den Jahren einige dieser Stücke zu seinen Lieblingen zähle, wollte ich von ihm wissen.

»Unter den insgesamt 230 Liedern, die in diesem Buch erfasst sind, befinden sich etwa 50 bis 60, mit denen ich recht zufrieden bin«, antwortete er. »Ich bin aber weit davon entfernt zu glauben, dass alles, was ich geschrieben habe, gut ist. Manches ist akzeptabel, einige Songs sind miserabel. Das treibt mich aber an, es besser zu machen. Mein Ziel ist es, in der Zukunft bessere Lieder zu schreiben als in der Vergangenheit.«

»Dennoch lieben die Menschen in aller Welt die Jethro Tull-Songs der vergangenen Jahre, besonders die der Siebziger wie ›Locomotive Breath‹, ›Aqualung‹, ›Heavy Horses‹, ›Too Old To Rock'n'Roll Too Young Too Die‹ oder ›Bungle In The Jungle‹. Das sind doch geniale Songs«, wandte ich ein.

»Vielleicht«, gab Ian Anderson zurück. »Aber ich hätte lieber solche Lieder geschrieben wie ›A Whiter Shade Of Pale‹, ›Purple Haze‹ oder ›Stairway To Heaven‹. Es gibt so viele klassische Rock-Songs, von denen ich gern der Autor wäre. Ich bin aber nur der Typ, dem ›Aqualung‹, ›Locomotive Breath‹ und ein paar andere eingefallen sind. Die teile ich auch gerne weiterhin mit den Fans im Konzert. Aber das Lied, das mir jetzt am wichtigsten ist, ist das, welches ich vorhin im Flugzeug geschrieben habe.«

»Du arbeitest also gerade an neuen Liedern. Wann wird es das nächste Album geben?«

»Ich sitze das ganze Jahr über an neuen Ideen. Manchmal dauert es einen ganzen Monat, bis so ein Lied seine finale Gestalt annimmt. Kurz vor Weihnachten habe ich dann etwa 30 Songs zusammen, die meisten als Demos. Die stelle ich den anderen Musikern in der Band vor. Davon kommen dann etwa zehn aufs neue Album.«

Ich hielt das dicke Buch mit den mehr als 200 Jethro Tull-Songs hoch und fragte ihn, was das für ein Gefühl sei, sein gesamtes Schaffen als Songschreiber in einem solchen Werk versammelt zu sehen. Die Antwort konnte typischer nicht sein: »Na ja, das sieht größer aus als es im Original ist, weil zu jedem Lied noch die deutsche Übersetzung hinzukommt. Die englische Ausgabe ist nur halb so dick. Aber nun habe ich einen handfesten Beleg für all mein Schaffen, und ich danke dem Verlag für die harte Arbeit, all meine Lieder in einem Buch zusammenzustellen.«

»Werden denn die Lieder in den vielen Ländern, in denen ihr spielt, unterschiedlich aufgenommen? Ich kann mir vorstellen, dass die Reaktionen in englischsprachigen Ländern anders sind als in solchen, wo Englisch eine Fremdsprache ist.«

»Das Rock'n'Roll-Englisch wird eigentlich auf der ganzen Welt gut verstanden«, behauptete Ian

Anderson. »Natürlich ist es etwas anderes, wenn wir beispielsweise in Tschechien spielen oder in der Türkei, wo Englisch nicht von so vielen Menschen gesprochen wird. Es gibt da Niveauunterschiede. Die Kommunikation funktioniert in England und den USA auf gleichem Niveau am besten. Gut läuft es auch in Deutschland und den skandinavischen Ländern. Dann gibt es die Exoten wie Mexiko, Tschechien, die Türkei oder Ungarn, wo man bei der Kommunikation etwas aufpassen muss, damit es nicht zu Missverständnissen kommt.«

Man spricht immer wieder von den märchenhaften Umsätzen und Einnahmen, die mit Rock-Konzerten und Tourneen erzielt werden, besonders wenn von Bands mit Superstar-Status wie Led Zeppelin, Deep Purple oder eben Jethro Tull die Rede ist. Ich frage Ian Anderson, wie er und die Musiker seiner Band mit dem finanziellen Segen zurechtgekommen sind.

»Ganz normal«, wiegelte Anderson ab. »Wir haben ja nur in Hotels gelebt oder angemieteten Quartieren. So viel Geld haben wir übrigens gar nicht verdient. Ich nicht und auch nicht die anderen in der Band. Die haben ihr Geld allerdings ziemlich schnell durchgebracht. Ich für meinen Teil habe mein Geld in Schottland in Firmen und Fischfarmen gesteckt. Ich habe in Menschen und ihre Zukunft investiert auch dadurch, dass ich immer pünktlich und reichlich Steuern zahle.«

Verglichen mit den Anfangsjahren von Jethro Tull hatte sich das Musikbusiness im Laufe der Jahrzehnte doch sehr verändert, und das lag nicht nur an den technischen Fortschritten und Neuerungen. Angesichts dieser Entwicklung glaubte ich Ian Anderson ein wenig Enttäuschung anzumerken.

»Enttäuschend nicht für uns«, entgegnete Anderson auf meine Nachfrage, »aber für die jungen Bands, die heutzutage an den Start gehen. Sie müssen sich viel mehr den Erfordernissen des Marktes anpassen, wenn sie einen Vertrag erhalten wollen. Wenn sie der Firma nicht ins Konzept passen, bleiben sie außen vor. Musik ist heute eine global industrialisierte Angelegenheit mit knallharten Marketinggesetzen, die vom Konkurrenzdenken bestimmt sind. Jethro Tull trifft das nicht mehr, aber die Jungen müssen sich angepasster verhalten als wir damals, wenn sie ihre Musik vertreiben oder verkaufen wollen.«

Ian Anderson ist nicht nur der Chef, Songschreiber und Frontmann bei Jethro Tull, er hat auch bereits in den achtziger Jahren parallel zur erfolgreichen Band eine Solo-Karriere in Angriff genommen mit dem Album »Walk Into Light«. Hier passierte etwas völlig anderes als bei Jethro Tull. Synthesizer-Klänge dominierten diese Platte von 1983. »War das der Schritt aus dem Dunkel ins Licht?«, wollte ich von Anderson wissen.

»Das war eben die Zeit, als die Elektronik der populären Musik einen mächtigen Schub gab«, antwortete er. »Es war das Jahr der Sequenzer, der Synthesizer, der Computer und all der ausgeklügelten elektronischen Spielzeuge, wie sie heute Standard sind. Aber all diese Dinge wurden 1982/83 entwickelt und waren da noch etwas ganz Neues. Ich als Musiker und Songschreiber wollte herausfinden, welche Möglichkeiten mir diese neue Technik bot. Ich glaube auch, dass ich im Laufe der Jahre eine Antwort gefunden habe. Die heißt ja, aber nicht uneingeschränkt.«

»Beeinflusst es das Klima in der Band, wenn sich einer der Musiker und ganz besonders der Bandleader auf Solo-Pfade begibt?«

»Nein, überhaupt nicht. Unser Gitarrist Martin Barre ist gerade dabei, sein Solo-Album zu vollenden. Unser Bassist spielt seit 26 Jahren mit einer Band namens Fairport Convention, also sogar ein Jahr länger als mit Jethro Tull. Und so sind auch alle anderen Musiker noch außerhalb der Band Jethro Tull unterwegs. Da ist es nur normal, dass auch ich gelegentlich was Eigenes mache. Würde ich heute ein Solo-Album aufnehmen, wäre es eines mit akustischen Sounds, also genau das Gegenteil von dem, was ich vor zehn Jahren gemacht habe. Und wieder würden sich einige wundern, dass einer, der mit einer Rockband spielt, plötzlich Musik ausschließlich mit akustischen Instrumenten macht. Aber wir sind jetzt in den Neunzigern, und da beginnt man gerade, die natürlichen Musikinstrumente wiederzuentdecken.«

Ian Anderson spielte hier auf eine Entwicklung an, die vom amerikanischen Musiksender MTV eingeleitet bzw. bedient wurde, die Unplugged-Konzerte. 1989 hatten Bon Jovi als erste Rockband ein Konzert mitschneiden lassen, auf dem die bekannten Songs der Band in abgespeckter Form, ohne elektrische Verstärkung, lediglich auf akustischen Instrumenten gespielt wurden. Eric Clapton löste mit seiner Unplugged-Session 1992 einen regelrechten Trend aus. Die akustische Version seines Songs »Layla« ist bis heute populärer als die Rockversion von 1970, die er mit Derek & The Dominos einspielte. Nicht zu vergessen »Tears In Heaven«, das Lied für seinen tödlich verunglückten kleinen Sohn Conor, der zwei

Jahre zuvor aus Claptons New Yorker Apartment im 53. Stock gefallen war. Die Tatsache, dass diese ***unplugged*** (ohne Stecker) gespielten Lieder akustisch genannt werden, provoziert immer wieder Hörer, sich bei ihrem Sender zu beschweren, dass schließlich jede Art Musik akustisch sei, die von AC/DC genau wie die von Clapton auf seinem Unplugged-Album. Dennoch hat sich der Begriff von der akustisch gespielten Musik durchgesetzt und wird auch auf der ganzen Welt so verwendet und verstanden. Und diese Art von Musik war es, die Ian Anderson 1993 für sich entdeckt hatte. Später, als er mit einem Orchester unterwegs war, sollte er die Worte sagen: »Ich bin eigentlich der ›unplugged guy‹ in der Band und gehe nun mit großem Orchester auf Tour.«

Unterm Strich ist die Musik von Jethro Tull allerdings eine sehr natürliche, handgemachte mit traditionellen Instrumenten wie Gitarre, Bass, Schlagzeug, Keyboard und natürlich Ian Andersons Querflöte. Auf Alben wie »Songs From The Wood« von 1977 scheinen sie sogar dem Grundsatz ›Zurück zur Natur‹ zu folgen. »War das schon eine frühe ökologische Tendenz oder ein Bekenntnis zum Leben auf dem Land mit leicht konservativem Touch?«, frage ich ihn.

»Die Hälfte meines Lebens verbringe ich in Hotelzimmern«, erklärte Ian Anderson. »Aber wenn ich dann heim nach England komme, um im Studio zu arbeiten, lebe ich tatsächlich in einem großen Haus auf dem Land unter zum größten Teil sehr konservativ denkenden Menschen. Ich lebe aber vor allem deshalb dort, weil ich die Ruhe schätze.«

Wie nebenbei hatte er in seinen laut geäußerten Gedanken immer wieder die Wendung untergebracht »die Zeit, die mir für weitere Aufnahmen bleibt«. Dachte er im Alter von Mitte 40 ans Aufhören? Wollte er was Neues beginnen, oder plagten ihn irgendwelche Ängste?

Auf meine direkte Nachfrage meinte er: »Ich weiß gar nicht, ob es da ein Limit gibt. Wahrscheinlich werde ich sogar noch eine ganze Weile neue Songs und Alben aufnehmen. Allerdings nicht mehr, wenn ich merke, dass es keinen Sinn macht, diese neuen Songs auch draußen auf der Bühne zu präsentieren, weil die Leute sie nicht hören wollen. Diese beiden Prozesse bedingen einander. Neuaufnahmen im Studio machen nur Sinn, wenn ich sie auch live spielen kann. Das setzt die Akzeptanz des neuen Materials durch die Konzertbesucher voraus. Wenn das nicht mehr funktioniert, ist Schluss. Auf jeden Fall aber werde ich weiter Songs schreiben, vielleicht für andere Leute.«

Ian Anderson ging schon auf die 60 zu, als ich ihn wiederum für SWR 1-»Leute« traf. Diesmal war er mit dem schon erwähnten Orchesterprogramm unterwegs: »Ian Anderson Plays The Orchestral Jethro Tull«. Dieses Projekt lief parallel zu den Aktivitäten der Band Jethro Tull, die noch im Vorjahr auf Welt-Tour war. Mit der Neuen Philharmonie Frankfurt und einer jungen Band präsentierte Anderson Jethro Tull-Klassiker in opulent arrangierter Form für großes Orchester. Da wir uns in den letzten Jahren immer mal wieder persönlich oder per Telefon unterhalten hatten, kamen wir ohne großes Geplänkel zur Sache. Ich sagte ihm gleich zu Beginn, dass ich den Eindruck hatte, er könne wirklich tun, was er wolle und versuche wohl auszuloten, das, was er bisher noch nicht gewagt habe, nun endlich zu realisieren.

»Das ist wohl so«, lachte er. »Aber nach nunmehr 36 Jahren als Rockmusiker habe ich mir das ja auch verdient. Es geht mir darum, ursprünglich elektrisch verstärkt konzipierte Rocksongs auf akustische Lieder zu reduzieren und diese dann zu orchestrieren. Es gibt also keine klassische Musik, aber neu arrangierte Jethro Tull-Songs zu hören. Klassische Musik hat feste Regeln. Ich mache keine klassische Musik, ich bin ein akustischer Musiker in einer Rockband. Mir ging es darum, akustische Musik und Rockmusik mit einem Orchester zu präsentieren, das den zeitgenössischen Anforderungen klassischer Musik genügt.«

»Dein wichtigstes Instrument, die Flöte, ist ja eigentlich auch ein klassisches Instrument. Hat das den Ausschlag für die Idee mit dem Orchester gegeben, nur dass der Frontmann einer Rockband jetzt der Frontmann für ein Orchester ist?«

»So groß ist der Unterschied gar nicht. Alle akustischen Musiker haben den Hang zur stilistischen Gratwanderung. In den letzten 45 Jahren ist die Rockmusik einfach zu sehr definiert worden. Alles wurde schon probiert, und jede neue Generation bediente sich bei der vorigen. Da gibt es kaum noch eine Entwicklungsmöglichkeit und wenn, dann ist es keine Rockmusik mehr. Wenn eine Band heute wie Led Zeppelin oder Queen spielt, sagt das nur, dass es auch heute gute Rockmusiker gibt. Aber sie hat sich nicht sehr vom Stand von vor 30 Jahren weiterentwickelt. Mehr kann man wohl auch nicht erwarten, weil Rockmusik eine definierte Form ist.«